

MATTHIAS SCHÖNING

Das Maschinengewehr und der ‚kulturelle Faktor‘. Die aktuelle Historiographie zum Ersten Weltkrieg

Manchmal gerät man als Leser in eine Situation, in der man ‚alles‘ lesen muss – sehr viel jedenfalls – oder gar nichts. ‚Die Gegenwartsliteratur‘ ist so ein Gegenstand, der nur im großen Maßstab Sinn ergibt. Andernfalls hat man nur zufällig Einzelnes vor sich, von dem nicht klar ist, welchen Platz im Feld es einnimmt. Auch für die aktuelle Publikationslandschaft zum Ersten Weltkrieg gilt, dass die vielen Bücher erst in der Gesamtschau mitteilbar werden. Als einzelne können sie mehr oder weniger informativ sein, meisterhaft hinsichtlich Recherche oder Stil. Sie können Perspektiven eröffnen oder großartige Synthesen leisten, die künftigen Wissenschaftlern viel Arbeit ersparen. All das ist keine Frage, sondern selbstverständlich Sinn und Zweck jeder Studie. Über unsere eigene Zeit, über unseren Rezeptionshorizont jedoch verrät nur die Gesamtschau etwas – vorausgesetzt, es lassen sich untergründige Gemeinsamkeiten und von niemandem intendierte Querverbindungen aufzeigen.¹

I. Innovation und Position. Über den Ersten Weltkrieg ist keineswegs schon alles bekannt und ebenso wenig gedacht und gesagt, aber eben doch sehr viel. Daher stellt sich immer wieder die doppelte Frage: Was kann man Neues sagen, und wo ist das Feld schon derart bestellt, dass man sich nur an bestehende Forschungspositionen anschließen kann. Das macht die bereits vielerorts gelobte Arbeit von CHRISTOPHER CLARK, *Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog*, deutlich, die eine breit angelegte Ursachenforschung betreibt. Trotz der vermeintlichen Rückkehr zur geläufigen These des englischen Premierministers Lloyd George, die Regierungen der Krieg führenden Länder seien in den Ersten Weltkrieg ‚hineingeschlittert‘ bzw. ‚gerutscht‘ (KRUMEICH 7; MÜNKLER 783), ist sie innovativ und positional zugleich. Indem Clark einerseits den Balkanraum und andererseits die Vorkriegszeit seit dem deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag von 1887 (vgl. CLARK 169 ff.) unter die Lupe nimmt, rückt er nicht nur ein historiographisch vernachlässigtes Quellenkorpus in den Blick, sondern deponiert zugleich die markanten Erinnerungsorte der Europäischen Union: Verdun (vgl. CABANES/DUMÉNIL 168 ff.; JESSEN; HIRSCHFELD/KRUMEICH 154 ff.), die Somme (vgl. CABANES/DUMÉNIL 207 ff.; HOCHSCHILD 260 ff.) oder Flandern (vgl. HIRSCHFELD/KRUMEICH 176 ff.).

1 Trotzdem haben bei der Auswahl auch pragmatische Rücksichten und ganz zufällige Faktoren eine Rolle gespielt: Verlage hatten keine Rezensionsexemplare mehr zur Hand, es waren bereits Einzelbesprechungen vergeben oder es gab umgekehrt Bücher ohne Rezensenten, denen sich anzunehmen war (vgl. auch den thematisch orientierten Rezensionskomplex in diesem Heft). Gleichwohl kann von einem repräsentativen Textkorpus gesprochen werden. Allen Verlagen, die am Schluss des Beitrages im *Literaturverzeichnis* aufgeführt sind, sei an dieser Stelle noch einmal herzlich für die Bereitstellung der Literatur gedankt.

Unterstützt wird CLARKS Vorgehen von den vielfachen Bestrebungen, den Weltkrieg als „globalen Konflikt“ (JANZ 11; KRUMEICH 11 ff.; MÜNKLER 10 ff.) darzustellen,² der nicht nur außereuropäische Schauplätze wie den Nahen Osten, Afrika oder Asien hat (CABANES/DUMÉNIL 184, 393 ff.; ENGLUND 59 ff., 74 f., 100 f., 168 ff., 199 ff., 208 f., 216 ff. u. ö.), sondern gewissermaßen auch ‚afrikanische Wurzeln‘. Letzteres ist insofern der Fall, als das Maschinengewehr, das beim Stellungskrieg im Westen 20–40% der Soldaten das Leben kosten wird (ZIEMANN 28), von den Briten erstmals im Sudan eingesetzt (JESSEN 38; LEONHARD 149) und von einem *Army und Navy Journal* anschließend als hervorragende Waffe klassifiziert wird, um „einen barbarischen oder halbzivilisierten Feind in Schrecken zu versetzen“ (zit. n. HOCHSCHILD 40). Dass die Europäer sich mit den effektivsten der in ihren Kolonialkriegen erprobten Waffen, „Maschinengewehren und Stacheldraht“ (ebenda, 175; JESSEN 26), gegenseitig in Angst und Schrecken versetzen könnten, haben die militärischen Führer, die hier wie dort lange an ihren überkommenen Vorlieben für Kavallerie und Offensivkriegsstrategie festgehalten haben, dagegen erst verhältnismäßig spät begriffen (vgl. JANZ 84, 86 ff.; LEONHARD 58 f., 146 ff., 189, 256 ff.) und bis zuletzt viele Regimenter in unsinnigen Angriffsformationen ‚verheizt‘:

In den ‚Materialschlachten‘ [ist] vor allen Dingen der Mensch selbst zum Material geworden. Es kann deshalb nicht verwundern – und das ist eines der Charakteristika des Ersten Weltkriegs –, dass mit der ‚Masse Mensch‘ an der Front beliebig experimentiert wurde (HIRSCHFELD/KRUMEICH 212).

Vielmehr wundert man sich angesichts der gelegentlich zweifelhaften strategischen und taktischen Leistungen der Generalstäbe (vgl. z. B. HIRSCHFELD/KRUMEICH 250; HOCHSCHILD 185 ff., 240 ff.; JANZ 219 ff.; MÜNKLER 366 f., 409 f.; Balke in: WERBER/KAUFMANN/KOCH 158 ff. und insbesondere LEONHARD 146 ff., 256 ff.),³ die an den wachsenden Opferzahlen (vgl. JANZ 89, 220; MÜNKLER 289 f.) eigentlich doch für jedermann hätten ablesbar sein sollen, wie sehr die Generalität dennoch die Deutungshoheit über das Kriegsgeschehen bis 1918 behalten konnte. Und zwar nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England, wo sich die Parlamente mit genauso windigen ad hoc-Erklärungen abspeisen ließen.⁴ Entweder ist die kollektive Sensibilität für

2 Nur HIRSCHFELD/KRUMEICH und WERBER/KAUFMANN/KOCH beschränken sich explizit auf die deutsche Geschichte.

3 Am detailliertesten verfolgt JESSEN die Entscheidungsfindung bzgl. Angriffsort und Operationszielen. Indem er die Entscheidungsprozesse auf deutscher, französischer und englischer Seite untersucht, wird eindringlich die Mischung aus militärischer Rationalität und verlustreichem ‚Trial and Error‘ auf beiden Seiten der Front deutlich. Der deutsche Generalstabschef Erich von Falkenhayn z. B., mit dessen Namen die vielleicht schrecklichste Metapher dieses Krieges verbunden ist, nämlich die vom ‚Verbluten‘, ‚Ausbluten‘ oder auch ‚Weißbluten‘ des Feindes (vgl. JESSEN 77, 95, 100 f. u. ö.), erscheint als überlegter und lernfähiger Befehlshaber, der auf ganz ähnliche Weise wie die französische und englische Generalität den Krieg wieder in Bewegung zu setzen versucht (vgl. z. B. ebenda, 42, 125 f.). Zugleich aber operiert Falkenhayn mit äußerst vagen Hypothesen über die Reaktionen des Feindes, wenn das eigentliche Ziel der Verdun-Schlacht tatsächlich gewesen sein soll, einen überhasteten Entlastungsangriff zu provozieren, der mangels ausreichender Vorbereitung des Angreifers in eine Durchbruchchance des Gegenangreifers umschlagen soll (ebenda, 56 f., 67, 77, 81, 102 ff., 118, 124 ff., 142 ff.).

4 Das unterstreicht u. a. PIPER und immer wieder HOCHSCHILD, der vor allem an starken Kontrasten interessiert ist und mit Vorliebe die besonders bornierten Zeitgenossen, wie den ersten britischen Oberbefehlshaber Sir John French, den besonders hellsichtigen (Bertrand Russel z. B.) gegenüberstellt.

Töten und Sterben – der Ausnahmen zum Trotz – noch viel weniger ausgeprägt als man es, von heute aus betrachtet, sowieso annehmen muss oder der militärische Code ist allerorten – und nicht nur beim klassischen Kandidaten dafür: Preußen – viel prägender als man vielleicht meint. Nicht zuletzt die Form der Revolten in der französischen Armee 1917 oder in Deutschland 1918 bestätigen das hohe Maß geteilter Grundüberzeugungen (die am besten gar nicht verbalisiert werden), ohne die sich der Krieg in dieser Form kaum hätte führen lassen. Jene Revolten entzündeten sich nämlich zuvörderst dann, wenn die Kriegsführung dysfunktional wird und elementare Ressourcen des Frontkampfes fehlen (vgl. z. B. HIRSCHFELD/KRUMEICH 178 f., 252 ff.; ZIEMANN 92 ff.) und richten sich in der Breite nicht gegen den Krieg als solchen. Historisch stichhaltiger als die individuell berechnete Feier der Aufgeklärten und Skeptiker, der Mahner und Rebellen (HOCHSCHILD; HOLZER; KRULL) ist daher die breite und keineswegs stumme Mehrheit, die so viele Opfer und Entbehrungen auf sich genommen hat und darin doch irgendeinen Sinn gesehen haben muss (vgl. MÜNKLER 18 f.).

Während sich Fragen wie diese besser für Detailstudien eignen als für das große Breitwandformat, das – nicht zuletzt in Gestalt des Buches von JÖRN LEONHARD: *Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs* – die erste Reihe der Publikationen beherrscht, findet ein anderes Detail, nämlich das Maschinengewehr, eine auffällig einvernehmliche Resonanz (CABANES/DUMÉNIL 19, 98 ff., 153 f., 213; ENGLUND 188 f.; HIRSCHFELD/KRUMEICH 173, 200; HOCHSCHILD 223 ff.; JANZ 219 f.; Köppen in: MEIERHOFER/SCHIKOWSKI/WÖRNER 33; LEONHARD 42, 149, 167; JESSEN 116, 120; MÜNKLER 298 ff., 362 ff., 448 f.; WERBER/KAUFMANN/KOCH 191 ff.; ZIEMANN 126 ff.). Neben der – gelegentlich mehr angestrebten als realisierten – Globalität der Perspektive ist überraschend häufig von den Waffen die Rede, die das Töten und Sterben 1914–1918 prägen. Außer dem Maschinengewehr sind das vor allem die Artillerie, Transportfahrzeuge und Panzer. Generäle werden danach unterschieden, ob sie die Bedeutung der Technik und ihre taktischen Konsequenzen erkennen. Was mit den Soldaten passiert, wenn das nicht der Fall ist, wird erneut ausführlich geschildert. Insbesondere Verdun, die Schlacht an der Somme 1916 und die dritte Flandernschlacht bei Paschendaele 1917 sind dafür einschlägig bekannt und werden durch Darstellungen, die sich bis zu Monographien auswachsen (2014 insbes. JESSEN), aber auch durch den Wiederholungseffekt der vielen anderen Texte weiter ikonisiert.⁵

Allerdings ist es in der Tat immer wieder bestürzend, davon zu lesen, mit welcher Mitleidlosigkeit über Hunderttausende von Menschenleben disponiert wird. Das ist denn auch der Ort für die wenigen Fotos, die *ohne* Bildunterschriften oder die arrangierten Textauszüge von Karl Kraus (vgl. HOLZER) ‚sprechen‘ (vgl. ENGLUND 364 ff.; JANZ 312;

5 Mit vielen Zahlen opponiert dagegen ZIEMANN 26: „Hätte es tatsächlich rund 200.000 deutsche Gefallene bei Verdun gegeben, wäre fast jeder zehnte tote deutsche Soldat an diesem einen Ort gestorben. Davon kann jedoch keine Rede sein. Tatsächlich dienen solche Angaben eher der Dämonisierung des Kriegsgeschehens denn seiner nüchternen Analyse“. Vgl. auch Christoph Jahr, Stefan Kaufmann: Den Krieg führen: Organisation, Technik, Gewalt. In: WERBER/KAUFMANN/KOCH 164 ff., hier insbes. 182 ff. An der unterschiedlichen Bewertung der Kulturen des Tötens an Ost- und Westfront zeigt sich exemplarisch dann wiederum der Interpretationsspielraum, der einem trotz verwandter Zahlen (bzgl. ZIEMANN 27) bleibt.

JESSEN 304f.; HIRSCHFELD/KRUMEICH 169, 183).⁶ Die Autoren nutzen die mit dem sprichwörtlichen Irrsinn des Krieges verbundenen Orte, an denen zehner- oder auch hunderttausende Soldaten für minimale Geländegewinne geopfert werden, um einen Rest von ethischem Appeal zu erzeugen und Wertungen vorzunehmen, während im Allgemeinen die Metaphorik von der ‚Schlafwandelei‘ herrscht.

Der Titel von CLARKs Buch, *Die Schlafwandler*, ist trotz des fehlenden Hinweises auf Hermann Brochs 1930–1932 erscheinende *Schlafwandler*-Trilogie, die immerhin genau denselben Zeitraum betrifft (1888–1918), gut gewählt. Er vermag sogar das ganze Panorama an Kriegsdarstellungen zu überspannen, die anlässlich des 100. Jahrestages des Kriegsbeginns erschienen sind, wenn man die beiden Haupttendenzen der rezenten Historiographien als Kehrseiten einer Medaille begreift: Die mit der programmatischen Ausweitung des Fokus einhergehende Diversifikation der den Krieg bedingenden Faktoren zieht den Verzicht auf Schuldattributionen konsequenterweise nach sich. Das Globale ist stets auch multifaktoriell. Das macht die historische Untersuchung zu einer spannenden historiographischen Herausforderung, nimmt ihr aber einen Gutteil der politischen Brisanz. Wenn ‚alle‘ ihr Scherflein dazu beitragen, dass ein Krieg ‚ausbricht‘, liegt es nahe, sich von den Entscheidungsträgern ab und der Technik zuzuwenden, deren Fortschritt einen eigenen Anteil an der Geschichte hat. In solcher Perspektive ist es fast zwangsläufig ‚der Krieg selbst‘, der sich von Jahr zu Jahr an sich selber „nährt“ (JANZ 86) und am Ende insofern als ‚der Gewinner‘ dasteht, als er für drei weitere Jahrzehnte das vorrangige Mittel bleiben wird, Europa zu gestalten.⁷

Wie die Darstellungen von JÖRN LEONHARD und HERFRIED MÜNKLER zeigen, lässt sich das metaphorisch als ‚Schlafwandeln‘ bezeichnete Handeln mächtiger, aber kognitiv eingeschränkter Akteure, die weder die Bedingungen ihres Tuns durchschauen noch die Folgen zu überblicken vermögen (vgl. KRUMEICH 8–14), jedoch weiter aufschlüsseln. LEONHARDs Vorgehen erscheint insofern besonders produktiv, als er das ‚Paradox des Ersten Weltkrieges‘ eindringlich vor Augen führt. Dieses ‚Paradox‘ rührt von den ‚besonders schwer verständlichen Aspekten des Weltkriegs“ (Leonhard 257) her, d. h. dem Nebeneinander von enormen Leistungen – wie den „eindrucksvollen Mobilmachungen“ – und unverständlichen Blindheiten – wie dem „Festhalten am Primat der Offensive“ (ebenda, 256).⁸ Verallgemeinert man etwas, könnte man in absichtlich schlichten, materialistisch klingenden Worten sagen: Das Bewusstsein hinkt dem sich waffentechnisch manifestierenden Sein des Krieges hinterher, wird aber gerade dadurch zu einem einflussreichen Impuls.

6 Zum Foto-Text-Buch der Weimarer Republik vgl. den Beitrag von Sandra Oster in MEIERHOFER/SCHIKOWSKI/WÖRNER 125 ff. Eine eigene Analyse verdient hätte der beeindruckend reichhaltige Sammelband von BRUNO CABANES und ANNE DUMÉNIL: *Der Erste Weltkrieg. Eine europäische Katastrophe*, in der Übersetzung von Birgit Lamerz-Beckschäfer, der auf fast 500 Seiten einem kaum zu überbietenden Reigen von Exponaten und Bildern prägnante Artikel an die Seite stellt.

7 Vgl. Krieg ohne Ende. Über Strategien und Schlafwandler 1914, die Entfesselung der totalen Gewalt und die Hoffnung auf eine neue Gesellschaft – ein Gespräch mit den Historikern Jörn Leonhard und Alan Kramer. In: *Die Zeit* v. 27.2.2014, Nr. 10, S. 20 f.

8 Explizit von Paradoxien spricht MÜNKLER (295) u. a. wenn er zwischen zwei Formen von Mut unterscheidet: „Es gehört zu den bemerkenswerten Paradoxien jener geschichtlichen Augenblicke, in denen so viel physischer Mut für Kampfhandlungen aufgebracht wird, dass der moralische Mut für Initiativen, sich gegen den Strom der Ereignisse stemmen und ihn aufzuhalten versuchen, überaus gering ist oder gänzlich fehlt.“

Das Ereignis des Ersten Weltkrieges als eines herausgehobenen Geschichtszeichens emergiert geradezu über diesen zwei Faktoren: *Erstens* sind wesentliche Teilgeschichten der historischen Gesamtentwicklung wie Waffentechnik und strategische sowie taktische Planung nicht ausreichend synchronisiert. *Zweitens* verstärkt das dem ‚Materialstand‘ hinterherhinkende, aber operativ entscheidende Denken, die aus den genannten Synchronisierungsmängeln erwachsende Irrationalität des Krieges, die sich im jahrelangen Stillstand der Front manifestiert:

Von Anfang an begleitete den Krieg durch die gleichzeitige Überlagerung von älteren militärischen Traditionen, strategischen und operativen Denkweisen einerseits und fortschrittlichen Techniken sowie Infrastrukturen des massenhaften Tötens andererseits eine eigentümliche Ungleichzeitigkeit. Dies trug entscheidend dazu bei, dass Erwartungen und Erfahrungen in diesem Krieg sehr schnell und radikal auseinanderfielen und so den Druck erhöhten, den Krieg und seine zahllosen Opfer zu begründen“ (LEONHARD 146 f.).

Die auf den Krieg gerichteten gedanklichen Anstrengungen kreisen primär um *Kapazitätssteigerung*. Auf den Nachschub an Menschen und Material, kurz gesagt: Auf die zunehmende Mobilmachung der ganzen Gesellschaften wird vom Allgemeinen bis zum Speziellsten ein Höchstmaß an kognitivem Einsatz verwendet. Die *Rahmenbedingungen* jedoch, die man sich mit Kriegsbeginn geschaffen hat, bleiben vier Jahre lang unverändert und werden nur von wenigen problematisiert. Und schlimmer noch: Der Starrsinn erzeugt einen geradezu hypertrophen Ideologiebedarf, um die wachsende Kluft zwischen Sein und Sollen zu überbrücken, und wirkt damit auf fatale Weise in die Nachkriegsgesellschaften hinein – und zwar nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, Italien und Russland.

Das ist der kulturelle Faktor dieses Krieges: Nicht die ‚böse Absicht‘, sondern die Verblendung hält am falschen Denken und den falschen Worten nicht nur fest, sondern setzt sich in ‚noch falscheren‘ fort.

II. Geist und Gewalt. Die Frage, warum das Verkehrte vielen so wünschenswert erschien, weckt das Interesse für alle Publikationen, die neue Quellen präsentieren, wie die Editionen der *Feldpostbriefe* von Ernst Jünger (hrsg. v. HEIMO SCHWILK) und Franz Rosenzweig (hrsg. v. WOLFGANG D. HERZFELD) oder DOROTHEE WIERLINGS Darstellung des Kommunikationsgeflechts um Lily Braun, *Eine Familie im Krieg. Leben, Sterben und Schreiben 1914–1918*, das frappierende Einblicke in die Adaptation an den Kriegsdiskurs durch ganz unterschiedlich disponierte Familienmitglieder gewährt. Zu erwähnen ist auch die an sich verdienstvolle Ausgabe der journalistischen Texte, die ALBERT LONDRES zwischen September 1914 und Januar 1915 von der französischen Front an die Redaktion der Pariser Tageszeitung *Le Matin* schickt. Es fragt sich nur, warum sich der Verlag dafür entschieden hat, die Texte nur mit einer knappen Notiz, aber ohne alle Erläuterungen zum Verfasser, der Zeitung oder den Kriegsumständen zu publizieren, so dass es bei lesenswerten Impressionen mit nur eingeschränktem Informationswert bleibt. Gleichwohl ist immer damit zu rechnen, Neues zu erfahren, sei es im Detail oder auch in den großen Linien. Das bemisst sich zunächst am einzelnen Leser, seinem Erkenntnisinteresse und seinen Vorkenntnissen. Doch selbst die historisch-kritische Edition

von Ernst Jüngers *In Stahlgewittern* (hrsg. v. HELMUTH KIESEL) verschafft nicht nur eine ungeheure Arbeitserleichterung, sondern enthält eine Menge Informationen, die auch die Besitzer mehrerer Ausgaben bzw. verschiedener Fassungen von Jüngers *In Stahlgewittern* nicht eben zur Hand haben dürften.

Der letzte Teil des zweiten (Materialien-)Bandes informiert über die Absatzzahlen, die erst 1929 im Sog von Remarques *Im Westen nichts Neues* ansteigen (KIESEL 445 ff.) und gibt die wichtigsten Rezensionen wieder, die Jüngers *In Stahlgewittern* in den 1920er Jahren und anlässlich der Neuausgabe 1961 gewidmet werden. Die vorrangige Leistung der Edition ist jedoch die synoptische Darstellung der verschiedenen Fassungen dieses – neben Remarques internationalem Bestseller – wichtigsten deutschen Kriegsbuches (vgl. auch ZIEMANN 63 ff.), die dadurch entstanden sind, dass der Autor aus am Ende unterschiedlichen, zunächst aber manifest politischen Gründen 1922, 1924, 1934, 1935 und 1961 signifikante Veränderungen an seinem 1920 zunächst im Selbstverlag erschienenen Buch vorgenommen hat. Dank der Edition von Helmuth Kiesel hat man nun alle Varianten eines Textabschnittes auf einen Blick vor sich, indem der Parallelruck die erste und letzte Fassung auf Doppelseiten gegenüberstellt und dabei das Jahr der Ergänzung bzw. Streichung eines Textelements an Ort und Stelle mittels Farbcode repräsentiert. Das ergibt eine ebenso präzise wie lesbare Ausgabe.

Wie schwierig es ist, Dokumente erstens überhaupt zum Sprechen zu bringen, d. h. die Signifikanz von Quellen zu restituieren, und daraus zweitens eine Publikation zu machen, die nicht langweilt, führen die anderen materialorientierten Bücher vor Augen. Im einen Fall ist das Korpus schmal, im anderen sind die darin versammelten Dokumente redundant, wenngleich man natürlich aus jeder Briefsammlung etwas über den Verfasser erfährt, zumal wenn es sich um wache Zeitgenossen handelt, die ihre Eltern gerne auch einmal darüber belehren, wie die Ereignisse zu bewerten sind. Das gilt insbesondere für Franz Rosenzweig, der während eines ruhigen Frontaufenthalts bei der Flugabwehr so große Mengen liest, dass der Herausgeber sich zur Erstellung einer vollgültigen Bibliographie genötigt sieht, die auch die bibliographischen Angaben der heute weniger bekannten Texte rekonstruiert (HERZFELD 569 ff.; vgl. auch WIERLING 182 ff.). Für Spezialisten ist das sicher eine Fundgrube. In jedem Fall aber muss man sehr lange lesen, bis nach ungefähr 200 Seiten der Verfasser ein intellektuelles Profil gewinnt, nachdem er zuvor vor allem Bücherbestellungen aufgegeben und die Eltern darauf hingewiesen hat, wie man Frontpakete packt.⁹

Eine geschickte Strategie, um den Leser zu binden, hat DOROTHEE WIERLING gewählt, die eine Familie und ein Milieu darstellt, „das in besonderer Weise anfällig war für das, was im Sommer 1914 das ‚Augusterlebnis‘ genannt wurde“ (WIERLING 42). Ihrer über weite Strecken durchaus spannenden Darstellung des Beziehungsgeflechts aus der frauenbewegten Autorin Lily Braun mit adelig-militärischem Familienhintergrund, ihrem Ehemann, dem sozialdemokratischen Publizisten Heinrich Braun, deren Sohn Otto und der Kunsthistorikerin Julie Vogelstein in *Eine Familie im Krieg. Leben, Sterben*

⁹ Hier wäre – in Ergänzung zum monographischen Parallelwerk des Herausgebers Wolfgang D. Herzfeld – eine bzgl. der Quellen instruktivere Einleitung hilfreich gewesen, die den ‚Trüffel suchenden‘ Leser schneller ans Ziel bringt.

und Schreiben 1914–1918, liegt ebenfalls ein großes Briefkorpus zugrunde. Diese Briefe werden jedoch nicht selbst publiziert, sondern zur Quelle einer Mikrogeschichte, die an einer einzelnen Familie und deren Konflikten vorführt, wie ein historisches Ereignis von den betroffenen Personen mit Wünschen, Sehnsüchten und Hoffnungen besetzt wird, so dass daraus, auf dem begrenzten Schauplatz von vier Biographien, ein hybrides Ereignis aus Fakten und Fiktionen wird. WIERLING zeigt, wie „der Krieg ungeahnte Möglichkeiten“ eröffnet:

der Abenteurer, der Bewährungen, der Persönlichkeitsentwicklung bis hin zur Neuerfindung des Selbst; aber auch die Chancen der Vertiefung und Beschleunigung von Beziehungen (WIERLING 9).

Zusammen mit den literatur-, kultur- oder intellektuellengeschichtlichen Darstellungen (vgl. BRUENDEL; PIPER; PRIMAVERA-LÉVY; SIEG; SÜSELBECK; WEBER/KAUFMANN/KOCH) erhält man hier Einblick in den, sei es diskursgeschichtlichen, sei es biographisch-individuellen Motivationshintergrund intellektueller Sinnstiftung. Auch wer vom Krieg überrascht wird, muss sich dadurch nicht verschrecken lassen, sondern findet schnell die argumentativen Versatzstücke, die es ihm erlauben, den Krieg mit Sinn aufzuladen und als solchen der eigenen Biographie bzw. dem eigenen Mikrokosmos zu integrieren. Das ist auf jeden Fall ein historisch spezifisches Merkmal schon des Beginns der Weltkriegsepoche: Für jede Interessensgruppe, Überzeugungsgemeinschaft und Bildungsschicht sind sofort Kriegsnarrative verfügbar. Die einen lassen sich bereden, den russischen Despotismus, der Proletariat und Juden gleichermaßen knechtet, zu bekämpfen (PIPER, der die Lage des Judentums am stärksten berücksichtigt, 315–367; KRIVANEC 70ff.), die anderen bezwecken eine utopische Gemeinschaftlichkeit als kulturelles Leitbild für die Gesellschaft der Zukunft (SIEG 114ff., 123ff.; Koch und Bründel in: WEBER/KAUFMANN/KOCH 104ff., 280ff.), die nächsten haben Absatzmärkte und Kohlevorkommen im Sinn (HIRSCHFELD/KRUMEICH 219ff.; LEONHARD 383f., 470, 760ff.). Nur wenn den Trägergruppen der realiter fortbestehenden Gegensätze innerhalb einer Gesellschaft je unterschiedliche, aber gleichermaßen verlockende Absichten und Ziele angedient werden können, gelingt die Massenmobilisierung so reibungslos und selbstverstärkend wie 1914.

Wer dagegen aus eher ethisch-pädagogischen als historischen Gründen der Antikriegsliteratur den Vorrang einräumt und sie daher zu kanonisieren versucht, wie es WILHELM KRULLS Anthologie *Krieg von allen Seiten. Prosa aus der Zeit des Ersten Weltkrieges* tut,¹⁰ muss mit jeder Form der ‚Einführung‘ in die historischen Akteure und deren Sinnmanöver hadern. Historisch stichhaltiger dürfte es allerdings sein, von einer grundsätzlichen Kriegsbereitschaft oder wenigstens Kriegsakzeptanz bei höchst beschränktem

10 Während die Textauswahl und das gewählte Zeitfenster 1912–1922 auf wohltuende Weise untypisch sind, wurde die zu Rate gezogene (mehrheitlich recht alte) Forschungsliteratur doch etwas einseitig ausgewählt. Keine Berücksichtigung findet z. B. die unverzichtbare Studie von Hans-Harald Müller: *Der Krieg und die Schriftsteller*, Stuttgart 1986. Unter der hier vorgestellten Literatur kann stattdessen auf Lars Koch: *Der Erste Weltkrieg als kulturelle Katharsis und literarisches Ereignis*. In: WEBER/KAUFMANN/KOCH 97–141 hingewiesen werden, der einen guten Überblick und repräsentative Fokussierungen bietet. Vgl. auch Alexander Honold: *Der Einbruch des Krieges in die künstlerische Form*. In: Ebenda, 448–494.

Wissen auszugehen. Diese dem Krieg gegenüber offene Haltung der großen Mehrheit beruht zweifellos auf sehr unterschiedlichen Voraussetzungen, zu denen kollektive Mentalitäten und weit verbreiteter Irrglauben ebenso gehören wie individuelle Hoffnungen, Chancen, Illusionen. Gleichwohl bleibt die von JAN SÜSELBECK verfolgte Frage, was einer Kriegsdarstellung eine antikriegerische Pragmatik verleiht, von historisch übergreifender Bedeutung, wenngleich die „emotionale Wirkung“ (SÜSELBECK 20 ff.), die er dabei zum Maßstab macht, letztlich schwieriger zu erheben sein dürfte, als er sich eingestehen will. Obwohl sich die Frage selbst anlässlich jeden Krieges neu stellt und vom Autor mit Recht bis zum Gegenwartskino weiter und zu Kleists Kriegstheater (vgl. auch KRIVANEC 142 ff.) zurückverfolgt wird, dürfte sie sich nur je konkret, d. h. nach historischer und kulturellräumlicher Spezifikation beantworten lassen. Andernfalls müsste überall und zu jeder Zeit der Tod selbst bzw. das erhöhte Risiko zu sterben, so negativ besetzt sein, dass er die Menschen vom Krieg abhält. Genau das ist aber gerade nicht der Fall und bedarf einer Erklärung, die sich der selbstverständlichen Ablehnung des Krieges nicht zu sicher ist (vgl. SÜSELBECK 64, 77).

Wie robust und situationssensibel zugleich der soldatische Motivationshaushalt war, zeigen die differenziert argumentierenden Aufsätze von BENJAMIN ZIEMANN, der unter dem Titel *Gewalt im Ersten Weltkrieg. Töten – Überleben – Verweigern* ältere Beiträge in überarbeiteter Form zusammen mit neuen Aufsätzen versammelt hat. An der letzten deutschen Offensive im Frühjahr 1918 z. B. wird deutlich gemacht, wie groß die Kampfmotivation noch im vierten Kriegsjahr sein konnte und wie prekär sie zugleich war. Die existentielle Aufladung der kollektiven Anstrengung mit den intensivsten Wünschen jedes Einzelnen, die die überraschenden Anfangserfolge mit bedingt, trägt eine Art Risiko der schiefen Ebene in sich, auf der mehr als nur die Operationsziele ins Rutschen geraten. Anders als der Faktor Disziplin birgt die psychologisch aufgeladene Kampfmotivation das Risiko der plötzlichen Umkehrung ins Gegenteil. Als sich die Hoffnungen auf einen Sieg in der Schlacht als illusionär erweisen, geben große Gruppen von Soldaten, die sich vorher stets pflichtbewusst gezeigt hatten, gleich den ganzen Krieg verloren und ziehen ihre Loyalität gegenüber Kaiser und Offizierskorps zurück. Sie glauben nicht mehr daran, dass sich ihr vorrangiges Ziel – der Frieden – noch auf dem Weg des militärischen Sieges erreichen lasse.

Auch das ebenso reizvolle wie methodologisch naive¹¹ Geflecht biographischer Bruchstücke, das PETER ENGLUND in *Schönheit und Schrecken. Eine Geschichte des Ersten Weltkriegs erzählt in neunzehn Schicksalen* aus den publizierten Biographien der versammelten 19 Kriegsteilnehmer(innen) kompiliert, führt die Gemengelage von Motivationen

11 So schreibt ENGLUND in seiner Vorbemerkung an den Leser: „Wir begleiten neunzehn Personen, alle real – das Buch enthält nichts Erfundenes, sondern beruht auf Dokumenten unterschiedlicher Art, die diese Menschen hinterlassen haben –, alle unbekannt oder vergessen, alle weit unten in den Hierarchien“. Mit keinem Wort wird jedoch erwähnt, dass seine Ausschnitte, in denen sich zitierte, paraphrasierte und fingierte Passagen abwechseln – was die Leser zweifellos selbst bemerken –, auf bereits publizierten Darstellungen oder Sammlungen beruhen, also keineswegs auf echten Ego-Dokumenten. Das merkt nur, wer das Literaturverzeichnis studiert und dort die Namen sucht, die er aus dem Kerntext bereits kennt. Genauso gut hätte ENGLUND Ernst Jüngers *In Stahlgewittern* ausschlichten können, wenn die internationale Prominenz von Text und Autor nicht seine Publikationsstrategie bedroht hätte.

und Einstellungen vor Augen. Hinsichtlich der Akzeptanz des Krieges ist nicht nur an die deutungsmächtigen Intellektuellen zu denken, denen der Kriegsbeginn Gelegenheit gibt, ihr Publikum zu verbreitern (vgl. SIEG 103f.), sondern auch an die Verlockungen, die der Krieg auf Seiten der Arbeiterschaft – wichtiger Opponenten zum Trotz – durchaus gehabt hat (vgl. PIPER 409ff.; HOCHSCHILD 126ff., 204ff.). Es hieße wohl, die Bindekraft von Weltanschauungen zu überschätzen, wenn man meinte, die internationalistische Programmatik der sozialistischen Parteien habe vor national(istisch)en Emotionen geschützt, die Gewohnheit, am Arbeitsplatz zu gehorchen, unterlaufen oder gegen die Lust an der Veränderung immunisiert.

Die differenziertesten Formen der Intellektualität, die man bei Philosophen pauschal vermuten darf, haben das jedenfalls nicht vermocht. Der Beitrag der arrivierten Intellektuellen zur Mobilmachung im August 1914 ist denn auch mehrfach untersucht worden. Weit aus weniger klar ist dagegen, welchen Verlauf die Produktion von philosophischer Weltanschauungsliteratur während des Krieges nimmt und aus welchen Quellen sie sich speist. ULRICH SIEG stellt daher mit vollem Recht das Jahr 1916 in das Zentrum seiner *Geist und Gewalt* betitelten Untersuchung zu den *Deutsche[n] Philosophen zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus*. Das Jahr von Verdun-Schlacht (vgl. JESSEN) und Somme-Offensive ist zugleich das der sog. Judenzählung im deutschen Heer (BRUENDEL 145f.; SIEG 126ff.; PIPER 325f.) und einer zuerst von Kurt Flasch vermuteten „Ideenwende“, in deren Verlauf der einigende Mythos vom „Augusterlebnis“ bzw. die es intellektuell aufbereitenden „Ideen von 1914“ in divergente Ideologien zerfallen (BRUENDEL 135ff.).

Während 1915/16 die Gegensätze langsam wieder Gesicht bekommen, auf der einen Seite z.B. der zunehmend aggressivere Antisemitismus, auf der anderen Seite Mitteleuropakonzepte, die auf die Not der Abriegelung mit integrativeren Konzepten antworten (HERZFELD; MÜNKLER 281f.; Werber in: WERBER/KAUFMANN/KOCH 10ff.), erhalten die moderaten Kräfte mit der Abdankung Bethmann-Hollwegs im Juli 1917 einen weiteren schweren Dämpfer und geraten immer weiter in die Defensive (vgl. LEONHARD 760ff.). Bei Franz Rosenzweig, der nun alle Hoffnungen auf eine deutsche oder europäische Leitkultur für die Weltgesellschaft begräbt, führt die Enttäuschung über die Abdankung Bethmann-Hollwegs (PIPER 419f.) sogar zur Abwendung von der Politik überhaupt, um zu einer verstärkten Vertiefung ins Judentum zu führen und zur Vorbereitung seines Hauptwerks *Der Stern der Erlösung* (HERZFELD 330ff.).

Die mittleren Kriegsjahre bilden insofern eine entscheidende Phase der ideologischen Radikalisierungsprozesse in Deutschland und stehen bei SIEG daher nicht nur chronologisch in der Mitte einer Darstellung, die bereits mit einem Manöver intellektueller Verschärfung beginnt, nämlich der auf die Kaiserattentate des Jahres 1878 folgenden Feindbildproduktion in den Geisteswissenschaften. Die von kleineren Methodenreflexionen zu den Problemen deutscher Geschichtsschreibung skandierte Linie bis zur Selbstindienstnahme der Universitätsphilosophie nach 1933 stellt zumeist einen Protagonisten ins Zentrum (erst Windelband, dann Eucken usw.), bettet dieses aber auf sehr instruktive Weise in einen breiten Kontext ein. Der dadurch gezeichnete Weg leidet in den letzten Kapiteln lediglich darunter, dass es sowohl an großen Denkern als auch an scharfen Ideologemen mangelt. Heidegger kommt nur am Rande vor und Plessner, der ein Zen-

trum des Kapitels zu den 1920er Jahren darstellt, reflektiert bereits die Radikalisierung des Geistes, anstatt sie selber zu betreiben.¹² Statt allein bei der Universitätsphilosophie zu bleiben, hätte die im Zuge von Bruno Bauchs Rücktritt von den Kant-Studien bereits sich abzeichnende Diffusion in die Weltanschauungspublizistik vielleicht stärker einbezogen werden sollen. Im ausgewählten Quellenkorpus fällt vor allem die Redundanz der ständig wiederholten „Deutschtumsmetaphysik“ auf, an der das Alter(n) der historischen Semantik besonders deutlich wird.

In Ergänzung zur Geschichte der akademischen Philosophie von SIEG lässt sich *Die Bewahrer der Schmerzen. Figurationen körperlichen Leids in der deutschen Literatur und Kultur (1870–1945)* von ELISA PRIMAVERA-LÉVY lesen, die nicht Plessner, sondern dessen nächsten Rivalen um die Philosophische Anthropologie (vgl. SIEG 184f.), nämlich Max Scheler, in den Zeugenstand ruff (PRIMAVERA-LÉVY 7f.). Dessen Diagnose von der ‚schmerzlästernen Glücksverachtung‘ trifft Schulphilosophie wie Lebensphilosophen gleichermaßen und öffnet den Blick für die verschiedene Disziplinen und Weltanschauungen durchströmenden Gemeinsamkeiten, die kulturell so prägend sind, dass sie in ihrer unreflektierten Verbindlichkeit gar nicht in den Fokus von Streitigkeiten geraten. Dazu zählt sicher der ‚heroische Diskurs vom Lebenswert des Schmerzes‘, den PRIMAVERA-LÉVY von Nietzsche bis zum Ernst Jünger der 1930er Jahre verfolgt, so dass sie einen ganz ähnlichen Zeitraum unter die Lupe nimmt wie ULRICH SIEG, nur nicht entlang einer akademischen Disziplin, sondern eines roten Fadens des intellektuellen Diskurses.

Insgesamt bleibt festzuhalten, dass der ganze Bereich dessen, was feuilletonistisch gerne mit dem lässigen Kollektivsingular ‚Kultur‘ bezeichnet wird, nur einen Teil dessen ausmacht, was oben ‚der kulturelle Faktor‘ genannt wurde. Wieviel Gewicht ihm zukommt, ist nicht leicht zu beantworten. Während die hauptamtlichen Kulturproduzenten – das sind neben den Schriftstellern und Künstlern auch die Verlags- und Zeitungsmitarbeiter sowie die verschiedenen Geisteswissenschaftler – nach Kriegsende die Kriegsdeutung zu ihrer Domäne machen und der Militärkaste zu einem gewissen Teil entwenden, sind sie während des Krieges in hohem Maße von dieser abhängig.¹³ Es wäre näher zu klären, was sie überhaupt vom Krieg wussten. Zwar artikulieren die Autoren der ‚Ideen von 1914‘ den Höhenkamm der gesellschaftlichen Selbstmobilmachung, machen damit aber nur einen Teil des ‚kulturellen Faktors‘ aus, der seinen Ort nicht zuletzt in der Regierung selbst, in politischen ‚pressure groups‘, der gewachsenen Bedeutung der allgemeinen Öffentlichkeit (diesen Faktor betont insbes. MÜNKLER: 283, 293, 408; vgl. auch BRUENDEL 85ff.) und der OHL sowie ihren Generalstäben hat. Insofern deren Denkmöglichkeiten jedoch umgekehrt von dem (z. B. nationalistischen) Diskurs bestimmt werden, den die Schriftsteller und Professoren elaborieren, tragen Meinungsbildner und Entscheidungsträger dieselben sich wechselseitig verstärkenden Scheuklappen (vgl. JESSEN 238).

12 Vgl. auch Joachim Fischer: Grenzen der Gesellschaft – Grenzen der Gemeinschaft. In: WERBER/KAUFMANN/KOCH 410–418.

13 Vgl. z. B. den Beitrag von Erhard Schütz: Reisen zur deutschen Front. Wie Ludwig Ganghofer für Ullstein in den Krieg zog. In: MEIERHOFER/SCHIKOWSKI/WÖRNER 73ff.

III. Historiographische Mutmaßungen. Ein Zusammenhang zwischen den unterschiedlichen Genres der hier vorgestellten Bücher besteht nicht nur in der Suche nach den Gründen für die verbreitete Realitätsblindheit, sondern auch hinsichtlich der Frage von Nähe und Ferne des Ereignisses zum Beobachterstandpunkt. CHRISTOPHER CLARK empfiehlt, eine gewisse Nähe zwischen unserer Gegenwart und den hundert Jahre vergangenen Ereignissen anzunehmen: „Alles fing mit einem Kommando von Selbstmordattentätern und einem Autokorso an“ (CLARK 15). So gesagt, gehören wir immer noch demselben Phänotyp an, der 1914 in den Krieg zog. Serbien ist immer noch ein politisch eher unruhiges Pflaster und an die Stelle des komplexen Gebildes der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie mit ihren zwei mehrsprachigen Parlamenten und vermittelnden Delegationen ist die Europäische Union getreten (vgl. ebenda). Und Autokorsos wird es zumal im Jahr der 20. Fußballweltmeisterschaft irgendwo auf der Welt sicher geben, wenn auch nicht in Serbien oder Österreich.

Mit dergleichen Ähnlichkeiten zu spielen, ist zunächst einmal didaktisch sinnvoll, weil es dazu anhält, den historischen Abstand, der so gern als Fortschritt missverstanden wird, nicht zu überschätzen.¹⁴ Wie aber ist es mit der Hartnäckigkeit, Realitäten zu ignorieren? Autos und Kommunikation sind schneller geworden, die geistige Mobilmachung einer ähnlich großen Zahl junger weißer Männer würde aber vielleicht mehr Zeit beanspruchen. Gibt es nicht also doch, wenn schon keinen Fortschritt, so doch wenigstens einzelne Fortschritte, oder haben die Risikospiele nur den Schauplatz gewechselt? Lesarten, die eher die Alterität der Geschehnisse und deren „Faszination“ (HOCHSCHILD 10) betonen, haben auch ihr Recht.¹⁵ Insbesondere das massenhafte Töten und Sterben ist im durchschnittlichen Gesichtskreis der Adressaten der Publikationen zum Glück historisch.¹⁶ Daraus muss man aber nicht unbedingt den Schluss ziehen, dass wir insgesamt klüger geworden sind. Jedenfalls erscheint es unproduktiv, die Untersuchung des Weltkrieges als Beleg dessen zu instrumentalisieren.

Im Gegenteil, gerade wegen der historischen Monstrosität der Geschehnisse und des Missverhältnisses zwischen Mitteln und Zwecken ist der Erste Weltkrieg ein faszinierender Forschungsgegenstand: ein gewaltiges Ereignis mit starken politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Folgen; alle gesellschaftlichen Gruppen, Schichten und alle anderen denkbaren sozialen Differenzierungstypen umfassend; national und international gleichermaßen facettenreich; bewegend und erschütternd auf der Ebene der persönlichen Schicksale; nach wie vor echte Fragen aufwerfend (JANZ 10). Zudem ist der Erste Weltkrieg eben doch noch nicht der Zweite. An seinem Grund lauert nicht ‚das Böse‘, nicht das Schlechteste des Menschen, sondern ‚nur‘ Verirrung, Irrsinn, Absurdität.

14 Insbesondere HERFRIED MÜNKLER führt vor Augen, welche Herausforderungen die heutige Sicht auf den Ersten Weltkrieg, die von intentionalistischer Ursachenforschung Abschied genommen hat, für das politische Denken darstellt.

15 Die Leitdifferenz ‚vertraut/fremd‘ diagnostiziert auch Jens Wörner: Geist – Macht – Krieg. Perspektiven auf die Moderne in ihrer fremden Vertrautheit. In: MEIERHOFER/SCHIKOWSKI/WÖRNER 148.

16 HOCHSCHILD setzt diese Ambivalenz ins Bild, indem er die Zahl derer nennt, die 1991 beim Bau des Gleisbettes für den TGV in Nordfrankreich durch Blindgänger des Ersten Weltkrieges getötet wurden, nämlich 36 Bauarbeiter (HOCHSCHILD 9). Der Erste Weltkrieg tötet also noch immer. Und er kann das, weil er ‚la grande guerre‘, ‚the great war‘ war, in dem die Verantwortlichen beider Kriegsparteien, ihrer zur Schau getragenen Rechtschaffenheit zum Trotz, äußerst ‚großzügig‘ mit Menschen und Material umgegangen sind.

Er ist zwar ab einem gewissen Zeitpunkt annähernd „total“ (HIRSCHFELD/KRUMEICH 208 ff.; JANZ 225 ff.),¹⁷ und es gehört zu seinen wichtigsten und folgenreichsten Merkmalen, dass über einen mehrjährigen Zeitraum „die Produktivkraft der Nationen“¹⁸ insgesamt für den Krieg mobilisiert wird, aber der Erste Weltkrieg ist noch kein Vernichtungskrieg und verbindet sich mit keinem Holocaust,¹⁹ der das ‚Bekenntnis‘, vom Gegenstand ‚fasziniert‘ zu sein, frivol erscheinen ließe. – Daher ist es keine Überraschung und nicht nur durch die Gesetze des Buchmarkts erklärlich, welche Fülle an neuen Darstellungen seit Ende 2012 erschienen ist. Es handelt sich nicht um ‚Jubiläumsliteratur‘ anlässlich eines makabren Centenniums, und es wird daher auch weitere Forschungsoffensiven und einen entsprechenden Output an Publikationen geben.

Vor allem zwei Schwierigkeiten dürften die Forschung in Gang halten. Zunächst verursacht die bloße Masse der Quellen ein Problem, das geradezu zwangsläufig zu neuen Arbeiten führen wird. Wie CHRISTOPHER CLARK in seiner ebenso unpräzisen wie souveränen Einleitung zu *Die Schlafwandler* festhält, gibt es ein „Überangebot an Quellen“ (9), das eine Schlussfolgerung nahelegt, die jedem Historiker schwerste Bauchschmerzen bereiten muss: „So gut wie jede Sichtweise der Ursprünge lässt sich anhand einer Auswahl der verfügbaren Quellen belegen“ (14; vgl. auch KRUMEICH 9). Ähnliches gilt für die Untersuchung der verschiedenen Formen der mentalen Selbstmobilmachung. Während CLARK mit rhetorischem Geschick an dieser Stelle den Geltungsanspruch, den seine Darstellung erhebt, lässig relativiert und so wiederum das Vertrauen in die ‚Geschichtserzählung‘, die er trotzdem vorlegt, stärkt, bleibt im Hinterkopf die Frage hängen, ob ‚Der Erste Weltkrieg‘ das Prinzip der historiographischen Monographie nicht letztlich überfordert. Auch wenn JÖRN LEONHARD in seiner monumentalen Studie *Die Büchse der Pandora*, ebenfalls eine Titelgebung mit literarischen Anleihen, den Gegenbeweis antritt, stellt sich die Frage, ob Ereignisse wie dieses nicht ein stärker kollektiv organisiertes Forschungsformat benötigen, um die Heterogenität der Dimensionen zu integrieren. Wo, wenn nicht hier, bei einem Ereignis, das in der vollen Ausdehnung sowohl des geographischen wie des sozialen Raums keinen Winkel unberührt lässt, käme es darauf an, die verschiedenen Dimensionen in einer Art ‚Supergeschichte‘ zusammenzuführen. Das aber kann nur eine Gemeinschaftsarbeit leisten.

Zu bedenken ist auch noch ein zweiter methodischer Aspekt. Er ist schwieriger zu benennen, weil er historiographische Grundprinzipien betrifft. Es ist zwar einfach zu denken, dass – abstrakt gesprochen – auch kleine Ursachen ein großes Ereignis auslösen können,²⁰ aber es ist – im konkreten Fall – sehr schwierig darzustellen. Die ir-

17 Die hohe Rekurrenz des ‚Totalen‘ in der Beschreibungssprache über den Ersten Weltkrieg veranschaulicht eine entsprechende Sichtung von CABANES/DUMÉNIL 7, 8, 14, 16, 56, 125, 139, 147, 160, 192, 193, 237, 260, 261, 288, 310, 315, 450.

18 Christoph Jahr, Stefan Kaufmann: Den Krieg führen: Organisation, Technik, Gewalt. In: WERBER/KAUFMANN/KOCH 183. Vgl. auch ZIEMANN 26: „Die fundamentale Bedingung für das gesamte Ausmaß des Tötens und Sterbens in den Jahren 1914–1918 war [...] die Fähigkeit des Staates, personelle Ressourcen über einen langen Zeitraum zu mobilisieren [...]“.

19 Wohl aber mit Kriegsverbrechen, insbesondere während des deutschen Vormarsches durch Belgien (vgl. HIRSCHFELD/KRUMEICH 71 ff.; PIPER 151 ff.; SÜSELBECK 68 ff.).

20 Vgl. Arndt Weinrich: ‚Grosser Krieg‘, grosse Ursachen? Aktuelle Forschungen zu den Ursachen des Ersten Weltkriegs. In: Francia 40 (2013), 232–255.

reversible Ordnung der Zeit selbst, die immer von einem früheren Zeitpunkt zu einem späteren führt, impliziert eine Voraussetzungsstruktur, gemäß der das Spätere nicht nur *auf* das Frühere folgt, sondern auch *aus* ihm. Emergente Phänomene figurieren in diesem Zusammenhang immer nur als Bruchstelle, die oft mit einer emphatischen Gründungssemantik begrüßt werden, das historiographische Erzählen aber ins Stocken bringen. Die Geschichtsschreibung zum Ersten Weltkrieg ist mit diesem Problem in besonders eminenter Weise konfrontiert, wie sich an den kursierenden Narrativen zeigt (vgl. MÜNKLER 779 ff.; WERBER/KAUFMANN/KOCH 2 ff., 97 u. ebenda JAHRAUS/KIRCHMEIER 495 ff.). Ältere Formeln wie „Griff nach der Weltmacht“, „Urkatastrophe“ oder „Zweiter dreißigjähriger Krieg“ ebenso wie die aktuellen Buchtitel *Die Schlafwandler* und *Büchse der Pandora* haben zwar primär die Funktion, Aufmerksamkeit zu generieren und in Schlagworten zu bündeln, was sich im Detail viel differenzierter darstellt. Sie sind aber gleichwohl aufschlussreich, denn sie lassen sich in zwei Gruppen teilen, denen sich wiederum historiographische Grundmuster zuordnen lassen: Auf der einen Seite sammeln sich die finalistischen Formeln und Buchtitel, die den Prozess hin zum Krieg fassen wollen: „Der Griff nach der Weltmacht“ (Fritz Fischer, vgl. KRUMEICH 7 f.), *Die Schlafwandler* (CLARK), *Die letzten Tage der Menschheit* (HOLZER als Hrsg. und Arrangeur von Karl Kraus), *Der Untergang des Alten Europa* bzw. im englischsprachigen Original: *To end all wars* (HOCHSCHILD). Auf der anderen Seite stehen jene Narrative, die den Prozess vom Krieg weg zu noch größeren Katastrophen in Worte zu fassen versuchen: „Urkatastrophe“ (George F. Kennan; vgl. Jahraus/Kirchmeier in WERBER/KAUFMANN/KOCH 495), daran angelehnt „Urschlacht“ (JESSEN), „Zweiter dreißigjähriger Krieg“ (Hans-Ulrich Wehler), „Büchse der Pandora“ (LEONHARD). Der Erste Weltkrieg verbindet diese beiden Großerzählungen insofern, als sich diese in ihm als ihrem Signifikat treffen, aber die beiden Erzählungen verbinden sich nicht zu einer durchgehenden.²¹

Wir wissen viel darüber, welche Ursachen den Krieg bedingt haben und wir wissen viel über seine historische Bedeutung, die in hohem Maße eben darin liegt, dass er am Anfang einer paradigmatischen Reihe von Katastrophen steht, die das „kurze 20. Jahrhundert“ zu einem „Zeitalter der Extreme“ (Hobsbawm) machen (vgl. MÜNKLERs Schlusssatz: 797). Aber: Zwischen der Verursachung des Krieges und der Emergenz seiner Bedeutung für das 20. Jahrhundert jedoch klafft eine Lücke. Am Töten und Sterben wird dieser Hiatus nur besonders deutlich. Es lässt sich alles rekonstruieren: Wann Maschinengewehr und Stacheldraht erfunden und optimiert wurden. Wie der Schlieffen-Plan entworfen und modifiziert wurde. Welche Sozialgeschichten hinter den Generalstäben stehen, die die Befehle ausgefertigt haben etc. Die *historische Bedeutung*, die „das große Schlachten“ (HIRSCHFELD/KRUMEICH 153) auf den europäischen Kriegsschau-

21 Nur der Buchtitel *Nacht über Europa* von ERNST PIPER schlägt dank Zyklizität, die das durch die geläufige Metapher aufgerufenen Bild der Nacht als unheimlicher Mitte zwischen Tag und Tag impliziert, eine Brücke: Der ‚Untergang des alten Europa‘ mündet in die Schrecken einer Urschlacht bzw. -nacht, in der die ‚Büchse der Pandora‘ geöffnet und neue Übel in die Welt entlassen werden. Die Nacht und das ihr assoziierte Unheimliche mögen zwar den Krieg als Mittelglied zwischen zwei durch sie/es unterschiedenen Tagen bezeichnen. Die implizierte Zyklizität jedoch reibt sich mit dem qualitativ Neuen, das in Bildern der regelmäßigen Wiederkehr gerade nicht gefasst werden kann.

plätzen der Jahre 1914–1918 hat, erklärt sich dadurch nicht.²² Die eindrücklichen Bilder und Zahlen haben nur illustrative Funktion und mit der Pathosformel von der „Zäsur“ oder „Zeitenwende“ (vgl. BRUENDEL; bzw. LEONHARD 11; KRULL 28; SIEG 126; ZIEMANN 8) lässt sich zwar ausdrücken, *dass* die Welt nachher in einem elementaren Sinne verändert ist, sie sagt aber nichts darüber aus, was den Unterschied macht und wie er in die Welt gekommen ist.

Die historische Bedeutung, die dem Krieg von der Folgegeschichte her zuwächst, lässt sich nicht allein auf die historischen Handlungen zurückführen, die ihn bedingt haben. Die gelegentlich verwendete ‚Katalysator‘-Metapher als Schlagwort eines Kontinuitätsmodells ist deshalb auch nicht geeigneter. Kontinuität oder Zäsur fungieren hier nicht als Gegenbegriffe. Entscheidend ist vielmehr, die ‚Geburt der Zäsur aus der Kontinuität‘ besser in den Griff zu bekommen. Es ist näher zu bestimmen, was über den Reibungsflächen der mangelhaft synchronisierten Teilgeschichten genau emergiert bzw. als was man dieses Etwas bezeichnen will. MÜNKLER benennt die neuen Mittel der politischen Kriegsführung, wie z. B. die „revolutionäre Infektion“ des Gegners, besonders deutlich. Aber da ist noch mehr, von den Zeitgenossen oft „auf die Figur des Teufelspakts“ gebracht (MÜNKLER 545 ff., 791 f.). Man schreckt davor zurück, es ‚Ideologie‘ zu nennen und es ist sicher keine einzelne spezifische Ideologie und nicht direkt die Trias aus Bolschewismus, Faschismus und Nationalsozialismus, ebenso sicher aber entweicht aus des *Büchse der Pandora* (LEONHARD) eine Art fortgeschrittener ‚Verblendungszusammenhang‘, der einige der *Schlafwandler* nach dem Krieg noch tiefer versinken lässt in Verlust oder Ignoranz von Realitäten. Das wäre dann der kulturelle Faktor im „Zeitalter der Extreme“.

Literaturverzeichnis

- BRUENDEL, Steffen: *Zeitenwende 1914. Künstler, Dichter und Denker im Ersten Weltkrieg*, Herbing Verlag, München 2014, 303 S.
- CABANES, Bruno, Anne DUMÉNIL (Hrsg.): *Der Erste Weltkrieg. Eine europäische Katastrophe*, übers. v. Birgit Lamerz-Beckschäfer, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2013, 480 S.
- CLARK, Christopher: *Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog*, übers. v. Norbert Juraschitz, Deutsche Verlagsanstalt, München 2013, 895 S.
- ENGLUND, Peter: *Schönheit und Schrecken. Eine Geschichte des Ersten Weltkriegs, erzählt in neunzehn Schicksalen*, übers. v. Wolfgang Butt, Rowohlt Verlag, Berlin 2011, 698 S.
- HERZFELD, Wolfgang D. (Hrsg.): *Franz Rosenzweig: Feldpostbriefe. Die Korrespondenz mit den Eltern (1914–1917)*, Verlag Karl Alber, Freiburg, München 2013, 637 S.
- ders.: *Franz Rosenzweig, „Mitteleuropa“ und der Erste Weltkrieg. Rosenzweigs politische Ideen im zeitgeschichtlichen Kontext*, Verlag Karl Alber, Freiburg, München 2013, 518 S.
- HIRSCHFELD, Gerhard, Gerd KRUMEICH: *Deutschland im Ersten Weltkrieg*, S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2013, 331 S.

²² Die von OLAF JESSEN im Anhang seines Buches noch einmal explizit aufgeworfene Frage „Warum Verdun?“, die auf die Klärung zielt, warum der deutsche Generalstabschef Erich von Falkenhayn Verdun als Angriffsziel bestimmt hat, lässt sich auch an die Geschichtsschreibung richten, die den Wert des *lieu de mémoire* als Signifikant des Krieges weiter steigert.

- HOCHSCHILD, Adam: Der große Krieg. Der Untergang des alten Europa im Ersten Weltkrieg, übers. v. Hainer Kober, Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 2013, 525 S.
- HOLZER, Anton (Hrsg.): Die letzten Tage der Menschheit. Der Erste Weltkrieg in Bildern. Mit Texten von Karl Kraus, Primus Verlag, Darmstadt 2013, 144 S.
- JANZ, Oliver: 14 – Der große Krieg, Campus Verlag, Frankfurt a. M., New York 2013, 415 S.
- JESSEN, Olaf: Verdun 1916. Urschlacht des Jahrhunderts, Verlag C. H. Beck, München 2014, 496 S.
- KIESEL, Helmuth (Hrsg.): Ernst Jünger: In Stahlgewittern. Historisch-kritische Ausgabe, Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 2013, 2 Bde., 647, 598 S.
- KRIVANEC, Eva: Kriegsbühnen. Theater im Ersten Weltkrieg, Berlin, Lissabon, Paris und Wien, Transcript Verlag, Bielefeld 2012, 375 S.
- KRULL, Wilhelm (Hrsg.): Krieg von allen Seiten. Prosa aus der Zeit des Ersten Weltkriegs, Wallstein Verlag, Göttingen 2013, 222 S.
- KRUMEICH, Gerd: Juli 1914 – Eine Bilanz. Mit einem Anhang: 50 Schlüsseldokumente zum Kriegsausbruch, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2013, 362 S.
- LEONHARD, Jörn: Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs, Verlag C. H. Beck, München 2014, 1157 S.
- LONDRES, Albert: Was sind neun Tage Schlacht? Frontdepeschen 1914, übers. v. Heinz Jatho, Sabine Schulz, Diaphanes Verlag, Zürich, Berlin 2014, 144 S.
- MEIERHOFER, Christian, Michael SCHIKOWSKI, Jens WÖRNER (Hrsg.): Materialschlacht. Der Erste Weltkrieg im Sachbuch, Wehrhahn Verlag, Hannover (Doppelheft von Non Fiktion. Arsenal der anderen Gattungen 8 [2013], H. 2/ 9 [2014] H. 1), 179 S.
- MÜNKLER, Herfried: Der große Krieg. Die Welt 1914–1918, Rowohlt Verlag, Berlin 2013, 924 S.
- PIPER, Ernst: Nacht über Europa. Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs, Propyläen Verlag, Berlin 2013, 587 S.
- PRIMAVERA-LÉVY, Elisa: Die Bewahrer der Schmerzen. Figurationen körperlichen Leids in der deutschen Literatur und Kultur (1870–1945), Kulturverlag Kadmos, Berlin 2012, 231 S.
- SCHWILK, Heimo (Hrsg.): Ernst Jünger: Feldpostbriefe an die Familie 1915–1918, Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 2013, 133 S.
- SIEG, Ulrich: Geist und Gewalt. Deutsche Philosophen zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, Carl Hanser Verlag, München 2013, 315 S.
- SÜSELBECK, Jan: Im Angesicht der Grausamkeit. Emotionale Effekte literarischer und audiovisueller Kriegsdarstellungen vom 19. bis zum 20. Jahrhundert, Wallstein Verlag, Göttingen 2013, 520 S.
- WERBER, Niels, Stefan KAUFMANN, Lars KOCH (Hrsg.): Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch, J. B. Metzler Verlag, Stuttgart 2014, 521 S.
- WIERLING, Dorothee: Eine Familie im Krieg. Leben, Sterben und Schreiben 1914–1918, Wallstein Verlag, Göttingen 2013, 415 S.
- ZIEMANN, Benjamin: Gewalt im Ersten Weltkrieg. Töten – Überleben – Verweigern, Klartext Verlag, Essen 2013, 276 S.